

Wir

in den Gewerkschaften in Bremen und Bremerhaven

Nr. 2/2006

*Oxfam - ein Shop
wie kein anderer*
Seite 4

*Von übertoll
zu 'überalt'*
Seite 7

*2. MoQua-Tagung
in Bremen*
Seite 10

Leserforum
Seite 14



Bericht auf Seite 3

Liebe Leserin, lieber Leser,

Editorial nach einer Winterpause hier nun die Nummer 2 von WIR. Es erfordert viel Arbeit, Zeit und Geduld, wenn man für jede neue Nummer der Zeitung Themen, Artikel, Bilder und Autoren finden muss, zumal diese Arbeit hauptsächlich ehrenamtlich gemacht wird. Und jedes Mal freut man sich um so mehr, wenn man das fertige Heft in der Hand halten kann.



In dieser Ausgabe beschäftigen wir uns mit dem Altwerden und wie damit in unserer Gesellschaft im Zeitalter des Neoliberalismus umgegangen wird, sowohl die Menschen auf der Straße als auch die Politik mit allen ihren Institutionen, wie Parteien, Medien, Meinung bildende Wissenschaftsbetriebe.

Mit unserer Zeitung versuchen wir gegen eine Lawine von Meinungsmanipulation eine sehr bescheidene Gegen-Öffentlichkeit zu schaffen.

Viel Spaß beim Lesen und wir erwarten eure Anregungen, Artikel und Briefe.

Inhalt		
Wie es euch gefällt!	☒	3
Oxfam - ein Shop wie kein anderer		4
Allgemeine Erklärung der Menschenrechte		6
Von übertoll zu ´überalt´...	☒	7
Adoptiere Oma - zum Bremer Altenplan 2005		8
Aus 12 mach 5	☒	9
Rentner sollen über die Weser schwimmen		9
Aus freien Stücken - 2. MoQua-Tagung in Bremen		10
MoQua – nicht nur in Bremen	☒	12
Bin ich ein Sozialschmarotzer?		13
Nur noch eine Karte?	☒	13
Leserforum:		
Meine Straße ist mein Zuhause geworden		14
Großmutter, warum erzählst du uns nie vom Krieg?		15
Kosaken-Torte.....	☒	15
Zu dem Bericht „Viele Rädchen stehen still ...“		16

Wie es euch gefällt!

Zeitungs-Überschriften wie „Überalterung wird zum globalen Problem“ oder „Kein Pardon für Leute über 60“ suggerieren, dass die älteren Menschen allein durch ihre Existenz ein Problem darstellen. Wenn nicht täglich, aber mindestens wöchentlich, sind Artikel mit derartigen Überschriften in lokalen und in überregionalen Blättern zu lesen. Das ist nicht mal das Schlimmste. Noch zynischer sind die Äußerungen der Politiker. Man denke nur an Stichwörter wie „Löffel abgeben“, „Zahnersatz – Suppe essen“ oder „Hüftoperation – Rollstuhl“.

Auch die Bilder, die mit diesen Artikeln veröffentlicht werden, zeigen ein „ungelöstes Problem“: eine Gruppe von alten Menschen, die sinnlos in die Leere schauen. Oder bei Nachrichtensendungen im Fernsehen das Hintergrundfoto hinter dem Sprecher: ein pflegebedürftiger Mensch auf dem Rollstuhl in einem Heim. Das alles suggeriert, ob es von den Machern immer gewollt ist oder nicht, dass diese Menschen, die nicht mehr erwerbstätig sind, im Grunde genommen überflüssig sind.

Diese Bilder haben in den letzten Jahren geschafft, dass die jüngeren Menschen, die erwerbstätig sind, ganz offen davon sprechen, was denn mit den Alten gemacht werden soll. Öfter hört man Sprüche, auch von 13-/14-Jährigen, die noch nie einen Betrieb von innen gesehen haben: „Wer soll denn die versorgen?“

Ein langes, ausgefülltes Leben, das früher etwas Schönes und Erstrebenswertes sowohl für die alternden Menschen als auch für die jüngeren war, wird heute nur als eine Belastung dargestellt. Hier nützt auch nicht, dass diese Leute daran erinnert werden, dass es nur eine Frage der Zeit ist, dass auch sie alt werden. Auch Argumente wie die enorme Steigung der Produktivität oder Statistiken, die belegen, dass es auf der Welt eigentlich einen Überschuss an Lebensmitteln und Arbeitskräften gibt, bringen nichts. Auch dass die Krisen des Kapitalismus immer

Oder Schaffung eines Diskurses für die Selektion?



Überproduktionskrisen waren und keine, die aus Mangel entstanden sind, überzeugen kaum jemanden.

In solchen Situationen erinnert man sich an die jüngere Geschichte in Deutschland. Auch damals wurde akribisch gerechnet, dass die Menschen mit Handicap den Staat am Tag soundsoviel kosten würden.

Redaktion

Oxfam - ein Shop wie kein anderer

Oxfam-Mitarbeiter vor Ort „machen Überflüssiges flüssig“ und finanzieren dadurch Noteinsätze, Selbsthilfeprojekte und Kampagnen weltweit

In Bremen findet man sie in der Knochenhauerstraße, wenige Schritte von den Bronze-Schweinen entfernt. Ein schlichter Namenszug auf grünem Grund über dem Schaufenster und ein grüner Aufsteller am Eingang mit Informationen über den humanitären Zweck von Oxfam - das ist alles an Werbung.

Das Ladeninnere scheint eine Mischung aus Schnäppchen und Liebhaberüberraschungen bereitzuhalten. Über die humanitären Hilfe-Projekte erfährt man von dezent neben der Kasse angebrachten Flyern und einem Wandfoto.



„Jeder kann helfen.

Außergewöhnliche Second-Hand-Läden sind unsere Oxfam Shops, denn hier verkaufen ehrenamtliche MitarbeiterInnen hochwertige gespendete Kleidung, Bücher, Haushaltswaren etc. Mit dem Ertrag finanziert Oxfam Projekte in aller Welt.“

„Aktive Hilfe seit mehr als 50 Jahren.

1942 gründeten in Oxford (England) engagierte Bürgerinnen und Bürger Oxfam (Oxford Committee for Famine Relief, Oxford Komitee zur Linderung von Hungersnot).

Inzwischen gibt es 12 nationale Oxfam-Hilfsorganisationen, die als Oxfam International zusammenarbeiten.“

In mehr als 100 Ländern fördert Oxfam unabhängig von Regierungen, Parteieninteressen und Religionsgemeinschaften Hilfsprojekte in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit rund 3.000 lokalen Organisationen.

„Wir können innerhalb von 48 Stunden Hilfe leisten. Oxfam ist führend in der Trinkwasserversorgung. Letztes Jahr bei der Tsunami-Flutkatastrophe brachte Oxfam International Soforthilfe für 1,8 Millionen Überlebende“, erinnert unsere Gastgeberin, die bei Oxfam Bremen von Anfang an mit dabei ist. Als BBC-Hörerin ist ihr Oxfam seit 20 Jahren geläufig. Beim BBC wird Oxfam erwähnt, so wie in Deutschland das Rote Kreuz oder terres

des hommes, wenn es um Katastropheneinsätze geht. Mit ihren 800 Shops ist die englische Organisation weltweit die bekannteste, erfahren wir.

„In Deutschland befindet sich Oxfam noch im Aufbau.“ Bremen ist der 19. von 21 Shops. Unsere Gesprächspartnerin erzählt, wie sie im Mai vor zwei Jahren startete. Eine kleine Annonce im Weser Report meldete, dass Freiwillige gesucht würden. „Als ich das sah, hab ich mich gleich hier gemeldet. 20 Leute kamen auf Anhieb zusammen. Es war auch eine englische Kollegin dabei, die Oxfam aus dem gleichen Grunde kannte.“

Wie eine Drehscheibe sorgen die KollegInnen dafür, dass die Sachspenden neue Liebhaber finden und der Erlös den Hilfsprojekten zufließt. „Beim Spenden tut es gut zu wissen, wo das Geld hingehet - diesen Satz hört man oft von SpenderInnen. Man trennt sich leichter von Sachen, wenn man weiß, wofür“, kommentieren die MitarbeiterInnen das kontinuierliche Spendenaufkommen.

„Fünfzig Prozent der Kunden sind Stammkunden“, schätzt unsere Gastgeberin. „Ab und zu erscheint mal ein Artikel in der Zeitung, sonst wird Oxfam durch reine Mundpropaganda bekannt.“

Die zentrale Stadtlage ist das Einzige, das Oxfam sich etwas kosten läßt. Aber die trägt mit zum Erfolg bei. „Denn ohne diese Lage wäre der Spendenzufluss bei weitem nicht so hoch“, weiß unsere Mitarbeiterin. Hier kann man ein passendes Teil abgeben oder anhalten, um zu entladen. Auch die MitarbeiterInnen schätzen diese Lage: „In der Knochenhauerstraße zu arbeiten, ist doch was Tolles.“

„Was der Oxfamshop als Spende annimmt und zum Verkauf anbietet, ist zu schade, um es wegzutun. Man bringt es hierher und freut sich, dass es vielleicht noch gebraucht wird und der Erlös den Projekten von Oxfam zugute kommt“, erfahren wir von unserer Gastgeberin, die uns bei einer Tasse Kaffee aus fairem Handel erzählt, wie die Arbeit in einem Oxfamshop funktioniert.

Was sie so faszinierend findet, ist, dass jeder so genau weiß, was zu tun ist. „Man kommt zusammen, macht da weiter, wo der andere aufgehört hat. Jeder geht in seinen Bereich, z.B. Kleidung, Bücher oder Spielsachen, und sorgt dafür, dass genug Ware da ist. Die Übergänge sind so selbstverständlich und reibungslos wie

Zahnradchen, die ineinandergreifen. Es ist immer jemand da, der es übernimmt. Das hab ich in der Firma früher nicht gehabt. Da musste man sich immer absprechen.“

Drei, vier MitarbeiterInnen sortieren, prüfen, ordnen, legen zusammen, hängen auf, bringen das Oxfam-Etikett an und tun selbstverantwortlich alles das, wofür jeder in seiner Warengruppe zuständig ist. Sie strahlen Zufriedenheit aus, „was sie gern machen, das machen sie, und man lernt ja auch was dazu, das macht richtig Spaß“, versichert uns die ehemalige Bankkauffrau, die schon auf ein erfülltes Berufsleben zurückblicken kann und weiß, wovon sie spricht.

Der Kollege, der sich zu uns gesellt, bestätigt diese Stimmung. Er geriet erst im letzten Jahr nach Abschluss seines Berufslebens über eine Bekannte zu Oxfam. Abenteuerlustig, leicht gebräunt erzählt er von sich: „Ich wollte was machen, in einem etwas anderen Rahmen als bisher und möchte mit Menschen zu tun haben. Da war Oxfam eigentlich so das Ideale, sehr anregend - so eine Art Wellness. Wenn man nach Hause kommt, kehrt man mit dem Gefühl zurück, man hat was Gutes getan.“

Ob ehemalige Berufstätige, StudentInnen, ausländische StudentInnen, Beschäftigte, die einen halben Tag abzwängen, oder Leute, die ihre Deutschkenntnisse hier



„Bei uns gibt es niemanden, der mehr zu sagen hätte, als ein anderer.“

Fotos: Hugo Köser

verbessern wollen - das Geheimnis, das sie hierher zieht, liegt in der gemeinsamen freiwilligen Hilfe. Man ist ja nicht drauf angewiesen“. Unsere Gastgeberin spricht für ihre KollegInnen mit: „Man freut sich, wenn man sich sieht, man freut sich dazuzugehören.“

Man ist auch nicht drauf angewiesen, zu verkaufen. „Was nach drei bis vier Wochen keiner gekauft hat, wird herausgenommen. Bei Büchern ist es ähnlich“, sagen uns die MitarbeiterInnen. In den Regalen des großen Arbeitsraumes türmt sich der Nachschub.

Die handgeschriebenen Preisschildchen zeigen geringfügige Beträge - ein Rucksack für vier Euro, ein Sweatshirt höchstens sechs, eine Blockflöte für acht Euro- „was wirklich Teures gibt es bei uns

nicht“, so unsere Ansprechpartnerin. Aber wenn der Zufall es will, findet man hier sein ganz persönliches Lieblingsstück und trägt nebenbei zur überlebensnotwendigen Trinkwasseraufbereitung in einem der vielen Krisengebiete bei.

Oxfams Not-Einsätze 2005

Pakistan: Winterhilfe nach dem Erdbeben

Niger: Soforthilfe für Hungernde

Sri Lanka: Wiederaufbau nach dem Tsunami

Krisenherd Sudan: Schutz für Flüchtlinge

„Wir“ bedankt sich bei den Oxfam-MitarbeiterInnen.

Redaktion

Allgemeine Erklärung der Menschenrechte

**Illustriert von Lee Doreen Böhm
Mit einem Vorwort von Juli Zeh**

„Ist es nicht phänomenal? Ein zehneitiger Text, und alles, was er enthält, ist wahr und trifft zu! Jeder Schriftsteller müßte die Vereinten Nationen um ihr Werk beneiden.“

Was Juli Zeh im Vorwort schreibt, stimmt natürlich – aber genauso treffend sind ihre nachdenklichen Überlegungen: „Mit Menschenrechtsverletzungen ist es anscheinend wie mit Bildern auf großen Plakatwänden: Man erkennt sie immer nur von der anderen Straßenseite aus. ... Jedes Land meint, es habe die Forderungen des UNO-Papiers vortrefflich erfüllt, während anderswo – leider, leider – noch immer erhebliche Defizite bestünden.“

Gerade kürzlich wurde der Uno-Botschafter, der sich über die Verwirklichung der Bildungschancen für alle Kinder in Deutschland informieren wollte, mit recht gemischten Gefühlen empfangen – dabei ging es schlicht um die Umsetzung von Artikel 26. Artikel 5 enthält das „Verbot von Folter“, aber der deutsche Politiker Wolfgang Schäuble (und andere) überlegten laut, ob unter bestimmten Umständen nicht doch unter Folter „gewonnene“ Erkenntnisse in Gerichtsverfahren verwertbar sein sollten.

Mit der neu illustrierten Ausgabe der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ hat die Büchergilde Gutenberg also ein hoch aktuelles Buch verlegt – und die farbenfrohen Bilder von Lee Doreen Böhm regen zur Beschäftigung mit dem bei aller Wichtigkeit ja doch eher trockenen Text an. Deshalb ist das Buch auch besonders gut geeignet für den Einsatz in Gruppen (egal welchen Alters!).

Lee Doreen Böhm, geb. 1969, studierte Grafikdesign an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig. Sie arbeitet freiberuflich, ihr Buchprojekt english for beginners für den Staat Gambia wurde 2003 von der Stiftung Buchkunst ausgezeichnet.

Büchergilde Gutenberg € 14,90

**Buchtipps
Rosi Kühne,
Büchergilde**

Von übertoll zu 'überalt'

Über das Zerrbild der Alten in unserer Republik

Es liegt kaum zehn Jahre zurück, da galt die Fruchtbarkeit der Menschen als eine große Geißel der menschlichen Existenz. Vor allem die Skandal-Medien des Westens überboten sich mit Übervölkerungsszenarien und prägten vielfältig das öffentliche Bewußtsein in Bezug auf die demografische Entwicklung der Welt und die Folgen dieser Entwicklung für die Wohlstandsgesellschaften. Die Gefahr kam damals aus dem Osten und vor allem aus den armen Ländern des Südens. Nicht die katastrophalen Lebensbedingungen in diesen Ländern, sondern ihr Kinderreichtum galt für viele als Ursache ihrer Armut.

Inzwischen aber leuchtet am Horizont der veröffentlichten Meinungen ein neues Problem, ein größeres Problem auf: die Überalterung.

Die Geburtenregelung zeigt ihre Wirkung. Selbst in Ländern mit einer hohen Geburtenrate flacht die Kurve der Geburtenhäufigkeit ab. Die Kurve der Lebenserwartung steigt an. Die Gründe für die gestiegenen Lebenserwartungen sind unter anderem bessere medizinische Versorgung, bessere Ernährung, bessere Hygiene.

Im Zuge dieser Entwicklung geraten in Europa und voran in Deutschland die Alten in der Öffentlichkeit zum Zerrbild. Plötzlich sind sie es, die durch ihr längeres Leben und ihre erworbenen materiellen Rechte, die Gesellschaft und vor allem die Sozialsysteme bedrohen. Folgt man den Medien und dem öffentlichen Geplapper von der „Vergreisung“ unserer Gesellschaft, so gewinnt man schnell den Eindruck, das Alte nicht nur die Rentenkassen über Gebühr belasten, sondern auch das staatliche Gesundheitswesen in den Ruin treiben. Alltagsprüche, wie „keine Hüftgelenkoperationen mehr für Menschen ab siebzig“, oder „sozialverträgliches Ableben“, zeigen an, dass es sozial kälter wird in der Republik. Auch bei älteren Arbeitnehmern in den Betrieben ist man mit negativen Zuschreibungen schnell bei der Hand. Alte sind zu unflexibel und zu langsam.

Der frühpensionierte Rentner, der auf Mallorca in der Sonne sitzt und unbe-

schwert in den Tag lebt, gehört natürlich ebenso zu diesem Zerrbild, wie die Methusalems, die als Konsumentenschicht für das Wellness-Business gerade neu entdeckt werden.

Was die Bilder verschweigen ist, dass die Altersarmut aufgrund schwindender sozialversicherungspflichtiger Arbeit, anhaltender Massenarbeitslosigkeit und der Deregulierung der gesetzlichen Rentenversicherung wächst. Mehr und mehr Alte, und nicht nur in den neuen Ländern der Republik, beziehen heute Rente auf Sozialhilfeniveau.

Dass Ältere, wie wir in unserer letzten Ausgabe geschrieben haben, „weniger Kostgänger sind“, sondern mehr an Unterstützung leisten (z.B. in den Familien), als sie selbst erhalten, taucht in den meisten Diskussionen nicht auf.

Was ebenfalls selten an das Ohr der Öffentlichkeit dringt, ist die schlichte Tatsache, dass der größte Teil der über 60-Jährigen gesund und fit ist und nicht häufiger medizinische Leistungen in Anspruch nimmt als der Durchschnitt der jüngeren Mitmenschen. Dass die beliebte Assoziation „alt gleich krank“ sich dennoch so lange im öffentlichen Alltagsbewußtsein hält, liegt an denen, die aus der Deregulierung des staatlichen Gesundheitswesens ihren Nutzen ziehen.

Aber fürchtet euch nicht, denn inzwischen wird ein neuer Teufel an die Wand gemalt. Er/sie ist weiblich, heißt junge Frau, ist gut qualifiziert, beruflich erfolgreich und kinderlos.

Hermann Willkening



Foto: Hugo Köser

Adoptiere Oma

Zum Bremer Altenplan 2005

Er liegt wieder vor, der Altenplan 2005 über uns ältere Bürger in der Stadtgemeinde Bremen. Einen Vorläufer hatten wir 1997. Der Sozialdienst „Älterer Menschen“ firmiert jetzt neu unter Sozialdienst „Erwachsener“. Für Anfang 2004 gibt der Altenplan etwa 141.700 Einwohner in Bremen über 60 Jahre an, davon fast zwei Drittel Frauen.

Die Altenplan-Leitlinien zeigen umfangreiche Daten von Lebenssituationen auf und stellen die unterschiedlichen Unterstützungs- und Hilfsformen heraus.

Der Erhalt, die Stärkung der Selbstständigkeit sowie die Nutzung von Erfahrungen, Kenntnissen und Fähigkeiten unserer Jahrgänge, ist die Zielsetzung der Bremer Altenplan-Verfasser.

Sehr umfassend dargelegt sind die Handlungsfelder und der Unterstützungsbedarf aus den Leistungen der Pflegeversicherung. Für die breite Öffentlichkeit besteht zur weiteren Information ein „Senioren-Kompass“, der per Internet nutzbar ist. Über den Anteil der über 60-jährigen Internet-Nutzerinnen in Bremen macht der Altenplan leider keine Angabe.

Hilfreich ist die Neuauflage des Handbuchs „Demenz“.

Die Zahl der Betroffenen ist steigend.

Bei den Vereinten Nationen ist der weltweite Trend der Vergreisung der Menschheit ein Thema der Experten.

In England gibt es bereits ein Hilfsprogramm mit dem Namen „Adoptiere eine Oma!“.

Schöne Aussichten!

Detlef Dahlke

Der vollständige Bericht des Bremer Altenplanes 2005 ist unter der Internetadresse des Senators für Arbeit und Soziales erhältlich.



1. Wandbild in Bremen im Rahmen der Aktion „Kunst im öffentlichen Raum“ vom 14. Juli 1976, K.- F. Krüger

Aus 12 mach 5 Aus der ver.di-Seniorenarbeit



Bremer SeniorInnen in Undeloh

großen neuen Bezirk Bremen/Nordniedersachsen wird es darauf ankommen, die Kräfte zu bündeln und gleichsam den Austausch in der Fläche zu gewährleisten. Diese Arbeit beginnt mit den zu wählenden Vorständen in den kommenden Monaten.

Die politischen Aktivitäten der ver.di-SeniorenInnen sind vielfältig, sei es Gesellschaftspolitik, Gesundheitspolitik, Steuerpolitik, Alterssicherung oder der Dialog der Generationen. Es gibt kaum ein Thema, zu dem landesweit ver.di-SeniorenInnen nicht arbeiten und sich politisch einbringen. Ob dies nach der Neustrukturierung von zwölf auf fünf Bezirke so fortgesetzt werden kann, nährt die Hoffnung aller. So wurden auf einem Seminar in Undeloh mit ver.di-SeniorenInnen die Chancen für ein besseres Zusammenwirken in der Seniorenarbeit diskutiert und die anstehenden Aufgaben für die Zukunft besprochen.

Für den flächenmäßig

Dieter Tarnowsky

Rentner sollen über die Weser schwimmen

„Jan, hast schon gehört? Wir Rentner sollen einen Schwimmtest machen – über die Weser schwimmen!“

„Ach nee, was Sie nicht sagen! Über die Weser schwimmen? Da haben die sich ja einen schönen Blödsinn ausgedacht!“

„Nee, nee, Jan! Das stimmt – wegen der Sanierung der Rentenversicherung, weißt Du! Die rüberkommen auf die andere Seite der Weser sind noch stäbig genug zum Weiterarbeiten, und die unterwegs absaufen, brauchen keine Rente mehr!“

Johann Reiners

Wiedergefunden

Aus freien Stücken - 2. MoQua-Tagung in Bremen



**Helga Ziegert (DGB)
eröffnet die MoQua-
Tagung, links neben ihr
Julius Klausmann (IGM)**

Der Tivoli-Saal war einladend gestaltet, das Programm mit einer ansprechenden kleinen Kunstaussstellung kombiniert. Im Foyer des Gewerkschaftshauses spielte das MoQua-Theater-Ensemble seine kabarettistische Inszenierung „Sack und Asche“.

Die Tagung diente dem Austausch der außerbetrieblich engagierten KollegInnen. Zwei Beiträge stelle ich hier vor.

Wie es euch gefällt

Ursula Helmke berichtete aus der ehrenamtlichen Arbeit der SeniorInnen-Arbeitsgruppe der GEW.

In diesem Rahmen treffen sich 20 bis 30 Interessierte im Alter von 58 Jahren „bis zum Pflegeheim“. Sie kommen aus dem Bildungswesen und möchten sich nach abgeschlossener Berufstätigkeit weiterhin den Fragen der Zeit stellen.

Dabei geht es um Themen wie:

- Migration
- EU-Dienstleistungsrichtlinie
- Gesellschaftliche Spaltung
- Jugendkriminalität in Statistik und Realität
- Stammzellenforschung und Ethikrat
- Arbeitsverträge der Zukunft
- Islamunterricht an bremischen Schulen

„Die Beschäftigung aus der beruflich aktiven Zeit lässt die Interessen weiterhin

vielfältig sein,“ sagt Ursula Helmke und nennt Beispiele für das kontinuierliche Engagement von KollegInnen: die Rückführung von Exilantenliteratur, „Die blaue Karawane“ u.s.w..

Was die TeilnehmerInnen der SeniorInnen-AG bewegt, ist nicht allein die sorgfältige Arbeit auf ihrem Sachgebiet und der Austausch darüber, sondern auch kritische Teilnahme an der Art, wie Probleme gesellschaftlich bearbeitet und diskutiert werden.

Was sie bereits praktizieren bzw. gerne ausweiten möchten:

- Aktive sozialpolitische Solidarität
- Kooperation mit Schulen
- Delegierten-Vertretung in Mitbestimmungsgremien

Was sie kritisch sehen:

die Idealisierung der eigenen Rolle und die zwei Gesichter von Erinnerung und Erfahrung eines Pensionärs (waren sie selbst wirklich so gut und erfolgreich, wie es aus der Rückschau erscheint?). Auf den Prüfstand kommt auch ihre gegenwärtige Rolle in der Gewerkschaftspolitik.

Unstrittig bleibt das Plädoyer, den Erfahrungsschatz Älterer zu nutzen.

Wie es euch nicht gefällt

Julius Klausmann vom Vorstand der IGM Frankfurt ging auf das Verhältnis von Gewerkschaftspolitik und außerbetrieblicher Gewerkschaftsarbeit ein.

Die beschäftigungsstarken Jahrgänge nähern sich der Alterseintrittsgrenze. Mehr als die Hälfte der Mitglieder, die in Rente gehen, besagt eine Studie, verlassen die IGM bereits im ersten Jahr. Der Mitgliederschwund ist vorprogrammiert.

Umso wichtiger ist es, am Beginn des Erwerbslebens verstärkt Mitglieder zu werben - momentan bekommen wir weniger Mitglieder, die einsteigen - und auf der anderen Seite Nichtbeschäftigte, d.h. Erwerbslose, Schüler, Studenten, und Ältere, in die außerbetriebliche Gewerkschaftsarbeit einzubeziehen.

Früher war die IGM eine rein betriebliche Gewerkschaft, außerbetriebliche Mitglieder hatten keine demokratische Legitimation, SeniorInnen schienen zum Nichtstun verurteilt. Satzungsänderun-

gen und neue Richtlinien legitimieren seit 2002 ausdrücklich diese Gruppen zur Mitbestimmung. Sie sind wählbare Mitglieder in der Delegiertenversammlung, im Ortsvorstand etc. Nun kommt es darauf an, vor Ort abzusprechen, wo KollegInnen teilhaben können. Es geht um beteiligen und mitbestimmen.

Warum verlassen 60% der Mitglieder nach dem Renteneintritt ihre Gewerkschaft? Klausmann zitiert aus der Polis-Untersuchung, die das Schweizer Meinungsforschungsinstitut über 6000 Ausgeschiedene in den Jahren 1992 bis 1995 durchgeführt hat:

1. „Die IGM ist jetzt nicht mehr zuständig, wenn ich in Rente gehe.“
2. „Im Beschäftigungsleben hat die IGM sich nicht um mich gekümmert, ich fühlte mich unbetreut.“
3. „Die IGM vertritt mich nicht ausreichend gut.“
4. Nur 7% der Befragten konnten eine einzige Satzungsleistung erwähnen, alle anderen konnten keine Leistung erwähnen.

Demnach kennen die Befragten ihre Rechte, ihre Mitmachmöglichkeiten und den Nutzen ihrer Organisation nicht. „Und das deutet auf eine miserable Betreuung der Mitglieder im Arbeitsleben hin“, so Klausmann.

Wie leicht man es anders machen kann, beweist das sogenannte Mappen-Projekt. Auch das ist wissenschaftlich belegt.

In Emden hat man den Mitgliedern beim Ausscheiden aus dem Betrieb per-

sönlich Mappen ausgehändigt. Die Mappen enthielten Informationen über Leistungen und Nutzen der Gewerkschaft für die nachberufliche Phase: „13 Gründe, in der Gewerkschaft zu bleiben“ und Mitmachangebote. Von den 60% „Austretern und Austreterinnen“ verließen statistisch nur noch 6% die Gewerkschaft. Befragt nach den Gründen, sagten die Mitglieder:

1. „Hätte ich nicht gedacht, dass die Metall jetzt, wo ich doch in Rente gehe, für mich noch so viel übrig hat.“
2. „Hab ich gar nicht gewusst, dass ich in der Metall im Alter auch noch was mitmachen kann.“
3. Sie wussten nicht, dass es diese 13 Gründe gibt, Mitglied zu bleiben, und was das für sie für einen Nutzen haben könnte.

In Krefeld, Salzgitter und Bielefeld kam man zu ähnlichen Ergebnissen.

Der Kollege Klausmann weiß noch von anderen Kommunikationsproblemen. So nutzen z.B. Hauptamtliche die eigene IG Metall-Zeitung nicht, um in Betriebsversammlungen aufzuklären. Oder Bevollmächtigte nehmen elektronisch verschickte Presseerklärungen nicht zur Kenntnis. 111 DGB- und IGM-Presseerklärungen zu den Themen Alterseintritt, Versicherungen, Krankenkassen und Agenda 2010 gelangen nicht an ihre Adressatengruppe. „Wir haben kein Sprachrohr mehr in der IG Metall oder im DGB“, sagen die RentnerInnen zu Recht, „denn sie erhalten ihre Informationen in Papierform nicht mehr“, kommentiert Klausmann.

Annette Schepper

**MoQua ist ein bundesweites
Qualifizierungsprojekt
für bürgerschaftliches
Engagement**



MoQua – nicht nur in Bremen

Bericht von der Erfurter MoQua-Tagung

Ende 2005 fand in Erfurt ein Erfahrungsaustausch über die Arbeit in anderen Bundesländern statt. Das ehrenamtliche bürgerschaftliche Engagement sollte auf dieser Tagung verglichen werden. An diesem Treffen nahmen Kolleginnen und Kollegen aus acht Regionen teil.

Mit großem Interesse hörten wir drei Bremer Vertreter, was in den anderen MoQua-Projekten entwickelt wurde.

Am Anfang allen Engagements stand die Qualifizierung von Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Gewerkschaften.

Daraus entwickelten sich die verschiedensten Aktivitäten. Beispielhaft nennen wir hier

Seminare mit dem inhaltlichen Schwerpunkt „Demokratie in der Schule und im Betrieb“ im Lande Berlin/Brandenburg.

In Niedersachsen qualifizierten sich SeniorInnen zu gewerkschaftlichen Lokalreportern und FührerInnen für historische Ausstellungen der Arbeiterbewegung. Die Hannoveraner bereiten sich jeden Freitag auf eine einstündige Sendung im Bürgerradio vor mit Themen „1. Mai“, „Globalisierung der Arbeitswelt“, „EU-Verfassung“ und „Portraits von beispielhaften KollegInnen der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung.“

In Sachsen-Anhalt und Thüringen gibt es mittlerweile flächendeckende Beratungen für Erwerbslose und Rentner.

In Hessen, vor allem in Frankfurt a. M., treffen sich KollegInnen, um die Geschichte der Gewerkschaften ihrer Stadt weiter zu erforschen. Daraus entwickeln sie alternative Stadtrundgänge.

Auf der Tagung wurde bekannt, dass das MoQua-Projekt zum Ende des Jahres 2006 eventuell eingestellt werden würde. Alle Teilnehmer fanden diese Nachricht außerordentlich bedauernswert, weil damit die positive Entwicklung des ehrenamtlichen bürgerschaftlichen Engagements abgebremst wird.

Es sollte aber in die andere Richtung gehen. Denn außerbetriebliche Gewerkschaftsarbeit wird nach Ansicht der TeilnehmerInnen einen immer größeren und wichtigeren Platz in unserer ehrenamtlichen Arbeit einnehmen.

Neben der Tagung hatten die KollegInnen von Arbeit und Leben in Erfurt eine interessante Stadtführung organisiert. So erhielten wir einen guten Einblick in die Geschichte der Stadt.

Für uns drei aus Bremen, Dagmar Gutta, Karla Rhode und Hugo Köser, war es eine sehr informative Tagung mit vielen guten Anregungen.

Text und Foto: Hugo Köser



Bin ich ein Sozialschmarotzer?

Ende letzten Jahres las ich einen Artikel im Weser Kurier, dass Rentner nur ca. 47% der für sie aufgewendeten Leistungen selbst aufbringen. Ich las es und dachte, na ja, kann ja stimmen. Aber diese Zahlen ließen mich einfach nicht los, noch schlimmer: Ich begann mich zu ärgern, erst ein bißchen, jedoch stetig mehr.

Das führte dazu, dass ich mit einer Überprüfung der ca. 47% begann.

Als Anhaltspunkt wählte ich den Rentendurchschnittswert für 2005 und setze, ausgehend von 45 Beitragsjahren mit Durchschnittsverdienst, die Zahlen ins Verhältnis. Mein errechnetes durchschnittliches Brutto-Gehalt beträgt monatlich 2.464,08 €. Die Brutto-Rente kommt auf 1.175,85 € pro Monat. Tja, die ca. 47% stimmen nach dieser Rechnung. So allgemein, so gut, aber wie sieht das in meinem persönlichen Fall aus?

Wie errechne ich das überhaupt korrekt?

Seit fast 3 Jahren bin ich Rentner, davor war ich ca. 4 ½ Jahre arbeitslos.

Als Grundlage nehme ich meine letzte Gehaltseingruppierung, addierte dazu meine letzten außertariflichen Zulagen (die gemäß Gehaltssicherung festgeschrieben waren), vergaß auch nicht die 2,8 AERA (für IGMer ein Begriff), rechnete hierzu nochmals 1,25 Monatsgehälter für Urlaubs- und Weihnachtsgeld (gemäß IGM Tarifvertrag) und schon hatte ich mein heutiges fiktives Bruttogehalt.

Jetzt brauchte ich nur noch meine Brutto-Rente aus dem Rentenbescheid und schon habe ich das Ergebnis: Meine Brutto-Rente beträgt nur 25,28 % von meinem errechneten Brutto-Gehalt!

Wenn ich nicht gesessen hätte, hätte ich es spätestens jetzt getan! Dabei hatte ich noch die Krankenkassenbeiträge vergessen.



Das Ergebnis führte nun wieder zu der Überlegung, wie hoch waren denn meine Krankenkassenbeiträge während meiner Arbeitszeit?

Ich habe 28 Jahre den Krankenkassenhöchstbeitrag gezahlt und nie über die Höhe der Abzüge gemeckert, ich fand es sozial ganz in Ordnung!

Aber nun, wo meine Brutto-Rente nur noch 25,28 % meines Bruttoverdienstes beträgt, bin ich plötzlich unsozial, nehme ärztliche Leistungen auf Kosten der jetzt Arbeitenden in Anspruch, bin also ein „Sozialschmarotzer“?

Wolfgang Graaf

Nur noch eine Karte?

Unsere Welt ist „modern“, „fortschrittlich“ und schnelllebig geworden. Auch können wir in kurzer Zeit von A nach B kommen. - Auf der Strecke bleibt die Menschlichkeit. Alles läuft automatisch.

Wir haben viele Chip-Karten. Gebühren für Telefon, Radio und Fernsehen, Strom, Versicherungen, Zeitung, Krankenkassen-Beiträge u.s.w. werden vom Konto abgebucht. Dabei bleibt jeder Kontakt von Mensch zu Mensch vollkommen aus.

Als an der Haustür kassiert wurde, gab es besonders für ältere Bürger immer ein nettes Gespräch, Anteilnahme und Verständnis für kleine Probleme - man kannte sich eben. Heute bist „Du“ nur noch eine Karte mit Daten.

Inge Markowsky

Meine Straße ist mein Zuhause geworden

Leserforum

An die Redaktion des WIR

Mit sehr großem Interesse habe ich alles, was WIR bisher brachte, gelesen. Zu Eurem letzten Heft ist mir noch etwas eingefallen. Es gibt ja nicht nur die Aufgaben, die wir in der Familie als Rentner und Rentnerinnen wahrnehmen, sondern auch viele kleine Aufgaben, die wir in unserer Nachbarschaft wahrnehmen können. Ich möchte Euch deshalb von einer gut funktionierenden Nachbarschaft in einer Straße im Stadtteil Findorff berichten.

Seit vier Jahren wohne ich in einer kleinen Straße in Findorff. Wir liegen abseits vom Durchgangsverkehr, haben zwei Bäume, deren Stämme schräg gegeneinander versetzt in die Straße hineinragen, sodaß an dieser Stelle ein Paradies für Kinder liegt. Sie spielen an dieser Stelle, weil Autos hier bremsen müssen. Hier wohne ich im Paterre. Die Kinder spielen vor meinen Fenster. Ich habe keine Gardinen, weil ich finde, sie verdunkeln den sowieso schon dunklen Raum noch mehr, und wenn meine Nachbarn mich durch das Fenster grüßen, so finde ich das erheiternd.

Ich wußte, daß es laut werden würde vor meinem Fenster, als ich in diese Straße zog, deshalb nahm ich mir vor, mich mit den Kindern anzufreunden, denn der Lärm von Freunden geht einem nicht so auf den Wecker. Das Anfreunden klappte aber erst nach einem Jahr. Da bekam ich nämlich meinen Kater Max, eine Kuhkatze nennen ihn die Kinder. Max hat große schwarzweiße Flecken wie eine Kuh. Plötzlich war ich für die Kinder attraktiv durch Max, der auf der Fensterbank saß, nach draußen guckte und mit den Kin-

dern regelrecht flirtete. Die Kinder begannen mich zu besuchen. Über die Kinder lernte ich die Eltern kennen und jetzt bin ich für zwei kleine Mädchen die Oma, die mal einspringt, wenn es nötig ist.

Unsere Straße ist sehr eng, die beiden Bürgersteige und die schmale Straße, keine Vorgärten. Manchmal denke ich, dass deshalb die Nachbarschaft so gut ist. Eine gute Nachbarschaft machen aber gute Leute. Wir haben eine Bank in unserer Straße, auf der im Frühling, Sommer und Herbst die Bewohner des Hauses gemütlich sitzen und schnacken, und nach und nach gesellen sich einige, die gerade vorbeikommen, dazu. Ich bin aber auch schon einfach dahin gegangen, weil ich dabei sein wollte.

Wir haben nur eine einzige Garage, genannt Kuis Garage in unserer Straße und die dient zu gemütlichen Treffen, zum Beispiel zum vierten Advent gibt's dort ein gemütliches Beisammensein mit Keksen und warmen Getränken für alle, die teilnehmen wollen. Die Kekse haben die Kinder der Straße am Nachmittag gebacken. Dort wird auch das nächste Straßenfest geplant. Zwei habe ich schon mitgemacht. Das letzte Straßenfest war hauptsächlich ein Fest für die Kinder. Zwei Mütter hatten ein Zirkusprogramm ausgedacht, in dem die Kinder ihrem Bewegungsdrang freien Lauf lassen konnten. Diese Feste sind ganz besonders. Nur die Bewohner der Straße sitzen zusammen an einem ganz langen Tisch, und ich habe jedes Mal einige Leute neu kennengelernt. In unserer Straße wohnen viele Studenten. So kam ich auch mit einer Studentin ins Gespräch, die am Straßenfest mit den Kindern tolle

Hüte aus einfachen Einkaufstüten bastelte. In der letzten Woche habe ich ihre Examensarbeit Korrektur gelesen. Hoffentlich ist das nicht die letzte Gefälligkeit für jemanden in unserer Straße.

Heide Köser

„Wir haben nur eine einzige Garage, genannt Kuis Garage in unserer Straße und die dient zu gemütlichen Treffen“.



Großmutter, warum erzählst du uns nie vom Krieg?

Die Enkelkinder wundern sich darüber, dass die Großmutter nie etwas über die Kriegszeit erzählt und endlich fragen sie danach: „Oma, warum sprichst du eigentlich nie davon, was du damals erlebt hast? Du hast uns von deiner Kindheit erzählt und von der deiner Kinder, nur von den Kriegsjahren wissen wir fast gar nichts.“ Großmutter ist verblüfft, solche Fragen hat sie nicht erwartet. „Ja, davon rede ich fast nie. Ich weiß selbst nicht, weshalb. Nein, eigentlich weiß ich es doch? Zuerst nach dem Krieg waren wir froh, dass wir ihn hinter uns hatten. Wir hatten so viel mit seinen Folgen zu tun, dass wir nicht zum Nachdenken kamen. Am liebsten hätten wir die furchtbare Zeit ganz vergessen. Doch dann wollten wir unseren Kindern berichten, wie schrecklich Krieg ist, aber die mochten das gar nicht hören.“ Vielleicht glaubten sie, wir wollten ihnen nur erklären, wie gut sie es hätten, oder wir langweilten sie einfach mit den „ollen Kammellen“, wie sie unsere Geschichten nannten. „Und außerdem erfuhren sie in der Schule, dass alles ganz anders gewesen sei, als ihre Eltern es erlebt hatten. Da gaben wir es auf, über unsere Erlebnisse zu sprechen, für die sich niemand interessierte, an die wir selbst nicht gerne dachten - und die es nach Ansicht der Jüngeren so gar nicht gegeben haben konnte.“

„Aber wenn unsere Enkel etwas hören möchten über unsere persönlichen Erlebnisse in der schwersten Zeit unseres Lebens, dann - könnten wir denen ja davon berichten“, meint die Großmutter.

Editha Maria Kolem



Kosaken-Torte

Zutaten: 225g Butter, 125g Zucker, 100g Mandelstifte, 1 Päckchen, Vanillinzucker, 1 Messerspitze Zimt, 3 Gläser Kosaken-Kaffee, 1/8 l Sahne, etwa 1 1/2 Pakete Löffelbiskuit, zusätzlich 1 Gläschen Kosaken-Kaffee zum Beträufeln. Zum Garnieren saure Kirschen aus dem Glas, Borken-Schokolade und Schlagsahne. Zubereitung: Butter und Zucker schaumig rühren. Mandeln mit Vanillinzucker. Zimt und Kosaken-Kaffee zur Butter geben. Gut verrühren. Die steife Sahne unterziehen. Eine Kastenform mit Pergament auslegen, einfetten und eine Schicht Biskuit einlegen. Mit Kosaken-Kaffee beträufeln. Eine Schicht Creme darauf streichen und dann im Wechsel Biskuit und Creme.

Biskuit immer mit Kosaken-Kaffee beträufeln, kalt stellen. Vor dem Servieren aus der Form nehmen, das Papier abziehen und die Oberfläche mit Schlagsahne, Borken-Schokolade und den Kirschen garnieren. Dazu ein Glas Kosaken-Kaffee reichen.

Guten Appetit.

Brigitte Wilkening

**Ein Nachtrag
zum Artikel
„Aber bitte mit Torte“**

Zu dem Bericht „Viele Rädchen stehen still ...“



Nachdem die Junge Union gerne hätte, die Alten könnten doch auf einen Teil ihrer Rente verzichten, und die neue Regierung für Rentner die Krankenkassenbeiträge erhöhen will, ist es wohltuend zu erfahren, dass wir Alten (nachdem wir unsere Kinder großgezogen haben, nebenbei noch ganztags gearbeitet haben) nicht nur ein lästiger Kostenfaktor, sondern durchaus unverzichtbare Dienstleister zum Nulltarif sind.

PS. Ich finde die Zeitung „Wir“ sehr interessant und freue mich, dass meine Freundin Inge meinen Schwestern und mir immer ein Exemplar zukommen läßt.

*Herzlichen Gruß
Christl Lindemann*

Impressum:

Diese Zeitung ist im Rahmen des Qualifizierungsprojektes für ältere ArbeitnehmerInnen für bürgerschaftliches Engagement (MoQua) von Arbeit und Leben Bremen entstanden.

Über weitere MitarbeiterInnen würden wir uns freuen. Auch Kritik und Anregungen sind uns willkommen.

Herausgeber und Kontakt:
Arbeitskreis MoQua - DGB-SeniorInnen
machen Zeitung
c/o Gerd Bohling, Dieter Tarnowsky
DGB-Haus Bremen
Bahnhofplatz 22-28, 28195 Bremen

RedaktionsmitarbeiterInnen:

Gerd Bohling, IGM, Detlef Dahlke, IGM
Ursula Figge, IGM, Hugo Köser, IGM
Inge Markowsky, ver.di, Christel Odewald, ver.di
Edmund Petschulis, IGM, Brigitte Wilkening, ver.di
Herman Wilkening, IGM

V.i.S.d.P.

Inge Markowsky
Redaktionsadresse:
c/o Bildungsvereinigung Arbeit und Leben,
Manfred Weule, Tel.: 0421-960 89 14
e-mail: m.weule@aulbremen.de